

anständigen Lösung dieses Konfliktes, als mir die europäische Idee aufging. Nun konnte ich die italienische Staatszugehörigkeit aufgeben und die deutsche erwerben, konnte mich der deutschen Geistesgemeinschaft anschließen, ohne eine Treue zu brechen, denn der Schritt geschah innerhalb eines Zusammenhangs, der beide Bereiche umfasste, und der hieß »Europa«. Ich habe den Schritt nach Deutschland im Bewusstsein getan, Europäer zu sein. Und das ist nicht eine Interpretation ex post, sondern das war mir wirklich bewusst.

In den Jahren 1956–1960 ist eine interessante Arbeit erschienen: »Der Verrat im XX. Jahrhundert« von Margret Boveri. Über die historischen Fundierungen habe ich kein Urteil; jedenfalls ist es ein sehr geschicktes Buch und spricht von einer größeren Tiefe her, als bloßes Wissen sie erschließen kann. Denn wenn in ihm von »Verrat« gesprochen wird, so darf das nicht die Tatsache verbergen, dass es im Grunde von der Möglichkeit der Treue handelt. Ich weiß, dem Wort haftet allerlei Sentimentalität an; ich weiß auch, dass es viel missbraucht worden ist, oft gerade von solchen, die selbst keine Treue übten, jedoch Leute nötig hatten, auf die sie sich verlassen konnten. Es muss aber Treue geben; die Ehre des Menschen hängt daran, dass etwas sei, für das er bereit ist, sich wirklich einzusetzen – das, worin seine Wurzeln liegen: Heimat und Lebensgemeinschaft.

Auf der anderen Seite erleben wir aber die historische Stunde, in welcher die Grenzen jener Bereiche, in denen noch vor vierzig oder fünfzig Jahren die Treue wurzelte, nämlich die Nationen, sich lockern. Der Raum, in dem der Mensch existiert, wird größer. Schon der junge Mensch lernt heute, in Erdteilen, ja global zu denken. Schon er fühlt, dass etwas, was hier in seiner Stadt geschieht, in alle Städte hineinwirkt; dass das, was sein Land betrifft, alle Länder angeht. Er weiß, es gibt keine weißen Stellen auf der Erdkarte mehr. Wo er diesen Erdbezug erfährt, ist eine

Frage der Lebenssituation: in Wissenschaft oder Technik, Kunst oder Politik oder Wirtschaft –, irgendwo empfindet er den Ruf der Erdweite, und, wenn er wach ist, auch eine Verantwortung für sie, wenn er diese auch, in den meisten Fällen, nicht zu formulieren wüsste.

Der Philosoph Georg Simmel, den ich in Berlin noch hören konnte, hat in seiner Soziologie den Satz aufgestellt: Wenn in einem bestimmten Bereich eine Anzahl in sich geschlossener, kleinerer soziologischer Gebilde sich befänden, dann stünden sie einander zunächst in Misstrauen, ja Feindschaft gegenüber. Die Energie dieser Selbstabschließung lockere sich in dem Maße, als ein größerer Zusammenhang deutlich werde, der von außen her einen Druck auf sie ausübe. Und das geschieht heute hinsichtlich der Nationen. Sie erscheinen als Teile der Kontinente, von denen die maßgebenden geschichtlichen Initiativen auszugehen beginnen. Und es wird bereits ein noch größerer Zusammenhang deutlich, nämlich der Erdraum als Ganzes – deswegen, weil jener Bereich sich zur Geltung bringt, der die Erde umgibt, nämlich der Weltraum, und nicht nur in einem abstrakten, theoretischen Sinne, sondern als etwas, das uns real angeht. Dass, um ein Beispiel zu nehmen, das Nachrichtenwesen sich Stützpunkte im Weltraum schafft, um auf der Erde besser arbeiten zu können, ist wie ein symbolischer Vorgang.

Im gleichen Augenblick entsteht aber für den Einzelnen die Frage: Kann ich unmittelbar im Raum des Kontinents existieren? Ist die Über-Nationalität so geartet, dass ich in ihr auch Heimat und Ehre haben kann? Wo ist der Raum der Treue als Gegenpol für die Weite des Ausgreifens und der großen Verantwortung?

Hier gewinnt die Nation eine neue Bedeutung.

Es gibt eine Weise, kontinental, gar global zu fühlen, die interessant sein mag, aber die Menschen heimatlos macht und einen bestimmten Appell des Ehrgefühls nicht erfüllt. Daraus entsteht der Kosmopolit, als jener Mensch, der nirgendwo mit seinem Leben einsteht, weil er anderswo ebenso gut existieren kann. Dieser Ort der lebendigen Einwurzelung ist die Nation – nicht in ihrer früheren, abgeschlossenen Form, sondern so, dass sie mit den anderen Nationen zusammen im Kontinent eingeordnet ist; mit Geschichte gesättigte Form charakteristischen Lebens, die aber ein Organ in umfassenderen Zusammenhängen bildet. Von ihr her haben wir den holländischen, belgischen, französischen, deutschen Europäer.

Wir sind gewohnt, meine Damen und Herren, Europa als Erdteil anzusehen und es also in eine Reihe mit so mächtigen Gebilden wie Amerika, Asien, Afrika zu stellen – ist das berechtigt? Diese kleine Halbinsel am Koloss Asien? Als Antwort auf die Frage könnte zunächst auf die Größe ihrer Bevölkerung hingewiesen werden, sobald das Ganze in Betracht gezogen wird; auf ihre vereinigte wissenschaftliche, industrielle, künstlerische Leistung. Das sind sicher gewichtige Momente. Aber die anderen Kontinente haben Reserven an noch ungenutztem Raum, den wir nicht mehr haben, und unerschlossenen Naturschätzen, ein Potential künftiger Volksvermehrung, und einen Willen zu wissenschaftlich-technischem Fortschritt, welche die Bedeutung der europäischen Zahlen mit jedem Jahr weiter vermindern müssen.

Gibt es aber eine Leistung, die Europa in besonderer Weise zugewiesen ist, und von anderen Erdteilen wohl auch, aber wohl nicht gerade so gut vollbracht werden könnte? Ich möchte die Antwort von einem Problem her suchen, das mich seit langem beunruhigt und sicher auch Ihnen vertraut ist. Sehen Sie, die Frage, ob die wissenschaftliche Forschung voranarbeiten werde, ist kein Problem; in ihr wirkt ein so starker innerer Antrieb, dass

sie wie von selbst vorangeht. Von der Technik her kann man das Gleiche sagen; sie entwickelt sich mit Konsequenz aus sich selbst, manchmal haben wir das Gefühl, mit einer zu starken Konsequenz. Aus Wissenschaft und Technik entsteht eine Macht des Menschen über die Natur – und, sofern es lebendige Natur ist, über das Menschenwesen selbst, die in immer rascherem Zeitmaß sich steigert. Das bedeutet ein Fortschreiten zu stets größerer Unabhängigkeit und weiterem Weltbezug.

Das Problem aber, das jedem, dem es aufgegangen ist, aufs Ernsteste beschäftigen muss, lautet: Ist diese Formel nicht primitiv? Setzt sie nicht in einer zu einfachen Weise die quantitative Steigerung der Macht mit dem existenziellen Wachstum des Menschen gleich? In welchem Verhältnis steht der Anstieg der Macht zur Menschlichkeit des Menschen? Wir tun gut, uns an ein Grundgesetz der Kulturphilosophie zu erinnern, dass es keine Wirkung gibt, die nur in eine Richtung ginge, sondern jede Wirkung ist zweiseitig. Macht ist Möglichkeit zu wirken. Jede Wirkung aber, die ich ausübe, ruft eine Gegenwirkung herauf, die sich auf mich richtet. Allein schon die Tatsache, Macht zu haben, die Möglichkeit, sie auszuüben, übt Einfluss auf mich aus: den Anreiz, sie in die Tat umzusetzen, welcher Anreiz sich unter Umständen zum Zwang, ja zur Dämonie steigern kann; die Gestalt des vom Dämonismus der Macht besessenen Menschen ist uns vertraut genug; die Verantwortung, die sie mir dafür auferlegt, ob und wie ich sie gebrauche, und so fort ...

Jetzt die Frage: Kann die Macht sich zu beliebiger Höhe und in beliebiger Schnelligkeit steigern und der Mensch wirklich Mensch bleiben?

Bei dieser Frage denkt man zunächst an das, was wir Kulturschäden nennen: an die Beeinträchtigungen, die Körper und Geist unter den Fehlgängen und dem Übermaß der kulturellen Ent-

wicklung erleiden – Erscheinungen, die zu besorgten Überlegungen veranlasst haben, seit es höher entwickelte Kulturen gibt.

Wichtiger, und auch viel bedacht, ist die Tatsache, dass die beständig steigende wissenschaftliche und technische Entwicklung den Menschen immer mehr von der Natur ablöst. Was ist denn »Natur«? Man kann das so definieren: Natur ist das, was »von selbst« da ist; das aus immanenten Antrieben heraus vor sich geht; sich immerfort aus eigener Fruchtbarkeit erneuert. »Kultur« hingegen das, was der Mensch macht, was er hervorbringt und, damit es bleibe, im Sein halten muss. Je weiter die Macht des Menschen steigt, desto mehr wandert er also aus der Natur in die Kultur aus – das heißt aber, in ein Dasein, das nicht von selbst gewachsen und durch innere Ordnungen gewährleistet, sondern das gemacht ist, und daher den Charakter der Beliebigkeit und damit des Risikos hat. Der Mythos des Atlas kommt einem in den Sinn, der verurteilt war, das Himmelsgewölbe zu tragen. Er konnte nicht frei unter ihm schreiten, sondern es war ihm als Last aufgebürdet: wenn er nachließ, fiel es zusammen. So wächst der Umfang dessen, was uns aufgebürdet ist und was existiert, durch unsere beständige Anstrengung. Wo liegt die Grenze, jenseits derer die Last den Träger erdrückt?

Dann aber: Das Mächtigsein selbst, der Machtgebrauch als solcher muss seelisch geleistet, personal verantwortet werden. Kann der Mensch beliebig viel Macht leisten und verantworten? Ist es richtig, ihn unter dem Bilde eines Wesens zu sehen, das allmählich Gott einholen soll, das die Leistungen, welcher frommer Glaube früher »Gott« zugeschrieben habe, fortschreitend selbst übernehmen werde? »Sein«, meine Damen und Herren, ist ein Verbum; Existieren ist ein Akt. Man ist nicht ein Klumpen Vorhandenheit, sondern man leistet seine Wirklichkeit. Als Mensch da zu sein, ist eine Leistung, die jeder in dem Maße erfährt, als er im Leben voranschreitet. Diese Leistung schließt das Moment